

Europäer kritisieren Amerika

Autor(en): **Maurois, André**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **50 (1963)**

Heft 9

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-531990>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sondernummer: Amerikanische Streiflichter

Europäer kritisieren Amerika* André Maurois

Viele meiner Miteuropäer finden immerzu etwas an den Amerikanern auszusetzen. Ich pflege dann zu erwidern, daß wir nicht vorschnell über die Vereinigten Staaten urteilen dürfen, die ja ein riesiges, keineswegs einheitliches Land sind. Mississippi ist von Minnesota so verschieden wie Spanien von Schweden. Es gibt nicht nur *ein* Amerika, sondern viele. Immer, wenn ich jemanden sagen höre: «Die Amerikaner sind...», weiß ich, daß ein anderer das Gegenteil behaupten könnte und beide recht haben mögen.

Vor ein paar Jahren trat ich an der Universität Princeton ein Lehramt an. Meine Frau war mit mir gekommen, und wir wurden in die Wohnung eines Professors einquartiert, der in Urlaub war. Am Tag unserer Ankunft besuchten Nachbarinnen meine Frau und fragten sie, ob sie kochen könne.

«Sehr wenig», gestand sie, «aber ich hoffe, daß ich eine Köchin finde.»

«Sicher nicht», versetzten die Damen. «Aber wir werden in der ersten Zeit immer abwechselnd für Sie kochen und Sie anlernen.» Und das taten sie auch, mit einer Geduld und einem Eifer, die wir ihnen nie vergessen haben.

Das ist, meine ich, typisch für die Vereinigten Staaten – ein Land großmütiger Hilfsbereitschaft und wirklicher Gleichheit. Wer anders denkt, bezieht seine Kenntnisse oft nur aus amerikanischen Filmen, amerikanischen Büchern oder von amerikanischen Touristen. Es ist aber für die Menschen auf beiden Seiten des Atlantiks lebenswichtig, zu wissen, was hinter den kritischen Äußerungen steckt; nur so lassen sich die etwa wirklich vorhandenen Übel-

stände beseitigen, und nur dann können wir an unserer Hauptaufgabe, unserem gemeinsamen Wohl, weiterwirken.

Am häufigsten bekommt man den Vorwurf zu hören, die Vereinigten Staaten hätten einen Überlegenheitskomplex gegenüber Europa. Sie glaubten immer, sie hätten die einzig wahre Kultur, und wollten versuchen, die andern zu belehren. Das war auch Präsident Wilsons Einstellung im Jahre 1919. Er ging seinen europäischen Partnern auf die Nerven, weil er wie ein Prophet zu ihnen sprach. Ihm waren seine Vierzehn Punkte heilig wie Moses die Zehn Gebote. «Vierzehn!» knurrte Clémenceau einmal. «Der Herrgott selber hatte nur zehn!»

Zu der gleichen Situation ist es häufig nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges gekommen. In Jalta, in Potsdam, in Südvietnam, in Suez und Nordafrika haben die Amerikaner ihre Auffassungen den Partnern aufgezwungen. Die Folgen waren manchmal katastrophal.

Ein Italiener, der oft in amerikanischen Dienststellen gearbeitet hat, sagte einmal zu mir: «Das Übel ist, daß die Amerikaner meinen, was für ihr Land gut sei, müsse zwangsläufig auch für Europa, Asien und Afrika gut sein. Das ist aber gerade nicht der Fall. Ob in der NATO oder den Vereinten Nationen – sie verweigern den Europäern die Stellung gleichberechtigter Partner. Sie betrachten Europa als eine günstige militärische Basis, behandeln die Europäer aber nie als Verbündete, die man nach ihrer Meinung fragt.»

Das gilt, behaupten viele Europäer, nicht nur für die Politik, sondern auch für das Verhalten im täglichen Leben. Die Amerikaner verurteilen in Europa alles, was nicht so ist, wie sie es gewohnt sind. Sie betrachten die sanitären Verhältnisse hierzulande und auch die Lebensmittel mit Argwohn. Sie stellen immerzu Fragen, wie: «Ist das Wasser in Dijon trinkbar?», «Ist es nicht gefährlich, französische

* Aus «Das Beste aus Reader's Digest», März 1963.

Toiletten zu benutzen?», «Ist es nicht furchtbar unhygienisch, daß bei euch das Brot unverpackt verkauft wird?»

Ein amerikanischer Autofahrer klagte mir einmal: «Eure Verkehrsregelung in Paris ist der reine Unsinn. Warum macht ihr nicht alle Straßen zu Einbahnstraßen mit getrenntem Ost- und Westverkehr, wie wir in New York? Das würde alle Probleme lösen.» Natürlich würde es das, in der Theorie. Aber der Mann hatte nicht bedacht, daß Paris in siebzehn Jahrhunderten erbaut worden ist und nicht über Nacht ein gitterartiges Straßennetz nach amerikanischem Muster erhalten kann, selbst wenn wir es wollten!

Das alles hat zur Folge, daß der Europäer, müde der vielen Ratschläge und weisen Lehren, nun seinerseits nach gewissen Erscheinungen im amerikanischen Leben Ausschau hält, die er kritisieren kann. «Sie tun sich in vielem leichter, schön», sagt er sich, «aber unter der Oberfläche gibt es doch gewiß auch Schwierigkeiten. Und ihre Frauen können kein wirklich schmackhaftes Essen kochen, und sich das ganze Jahr lang aus Konservenbüchsen zu ernähren, muß doch fürchterlich sein.» Und so führt der amerikanische Überlegenheitskomplex, den die Europäer zu spüren bekommen, unwillkürlich aus reiner Notwehr zu Gegenangriffen.

Wir Europäer vergessen oft, daß wir von den Vereinigten Staaten weniger wissen als die Amerikaner von Europa. Der Franzose, der beleidigt wäre, wenn ein Amerikaner ihn fragte, ob Frankreich eigentlich größer sei als Belgien, weiß vielleicht gar nicht, wo Los Angeles liegt. Wir vergessen auch oft die vielen Amerikaner, die sich ernsthaft bemühen, Lebensgewohnheiten zu verstehen, die anders sind als die ihrigen, und die ihre Besuche in Europa zu regelrechten künstlerischen und literarischen Wallfahrten machen.

Der zweite Einwand, den die meisten Europäer, nach meiner Meinung zu Unrecht, erheben, betrifft die Auslandshilfe. «Gewiß», sagen sie, «die Amerikaner haben eine Menge Geld ans Ausland gegeben. Aber warum? Nur um ihren Wirtschafts-imperialismus über die ganze Welt zu verbreiten, sich Absatzgebiete für ihre Überproduktion zu schaffen und ausländische Rohstoffe und Industrien kontrollieren zu können.»

Die Wahrheit ist, daß der Marshallplan großmütig, wirksam und selbstlos war. «Unsere Politik», sagte Marshall in aller Aufrichtigkeit, «ist nicht gegen

irgendein Land oder irgendeine Doktrin gerichtet, sondern gegen Hunger, Armut, Verzweiflung und Chaos.» Der Marshallplan hat in der Tat Europa wieder auf die Beine gestellt.

Die Amerikaner sind keine Imperialisten. Natürlich erhoffen sich die Finanziere Gewinne von ihren Geldanlagen. Und natürlich hofft die Regierung der Vereinigten Staaten, daß sie mit ihrer Auslandshilfe die Ausbreitung des Kommunismus verhindern kann. Aber den Amerikanern liegt nicht das mindeste daran, etwa neues Gebiet zu erwerben oder ihren Einfluß über andere Völker zu vergrößern. Sie sind aus ehrlicher Überzeugung gegen jede Form der Aggression und des Imperialismus.

Der dritte Haupteinwand ist, die Amerikaner seien Materialisten. «Das einzige, was sie interessiert, sind technische Dinge, soweit sie das Leben erleichtern. Sie haben kein geistiges Leben, keine Kultur, keine Tradition. Ihr Gott ist der allmächtige Dollar. Wenn man ihr Land besucht, erklären einem die Fremdenführer immer nur, wie groß dies oder jenes ist und was es kostet. Und wenn die Amerikaner zum Beispiel Griechenland besuchen, bleiben sie vor der Akropolis stehen und fragen: «Was hat dieser Bau gekostet?» Sie haben eine Vorliebe für Statistik und schwören darauf. Ihr Lebenstempo läßt ihnen keine Zeit für Schönheit und Empfindsamkeit. Ihre Städte sind häßlich und eintönig. Und so sind sie trotz ihres Reichtums unglücklich.»

Europäische Intellektuelle, die nie in Amerika waren, führen als Beweis für diesen Materialismus an, daß die soziale Stellung des Intellektuellen in den Vereinigten Staaten viel niedriger sei als in Europa. «Das Erziehungswesen drüben kann sich mit unserem nicht messen. Und alle ihre Künstler sind aus Europa importiert.»

Hier fällt die Antwort leicht. Erstens ist die Leidenschaft für alles Technische in Europa genauso verbreitet wie in den Vereinigten Staaten. Der Durchschnittseuropäer will auch seinen Wagen, seinen Kühlschrank und sein Fernsehen haben. Zweitens muß das Leben von Leuten, die derlei Dinge besitzen, nicht unbedingt materialistischer sein als das anderer. Im Gegenteil, die Maschine erlöst unzählige Menschen von unwürdiger Arbeit; sie ist das Symbol des Aufstiegs und der Gleichheit. Die Amerikaner, weit davon entfernt, Materialisten zu sein, sind vielmehr unverbesserliche Idealisten, die Don Quichottes unserer Zeit.

Was die amerikanische Erziehung betrifft, so ist ein gut Teil zu ihren Gunsten zu sagen. Sie ist demokratischer als in Europa. Die Schulen aller Stufen stehen jedem offen. 33 Prozent der amerikanischen Jugend besuchen die Universität. Die höheren Schulen in Frankreich mögen den amerikanischen überlegen sein, aber nur ein geringer Prozentsatz der französischen Kinder besucht sie; und auf der Universität holen die jungen Amerikaner die Europäer rasch ein.

Dreißig Millionen erwachsene Amerikaner besuchen Abendkurse. Fachhochschulen, Forschungslaboratorien, wissenschaftliche Institute und technische Hochschulen sind ihren europäischen Gegenstücken mindestens ebenbürtig. Der beste Beweis dafür ist, daß im Jahre 1960 58000 Ausländer, davon 7000 Europäer, in den Vereinigten Staaten studierten und 8000 ausländische Ärzte, davon 1400 Europäer, ihre Studien in Amerika ergänzten. Das sagt genug.

Was die Kultur betrifft, sind die Vereinigten Staaten längst nicht mehr darauf angewiesen, von Europa zu borgen. Im 19. Jahrhundert war die amerikanische Kultur zum großen Teil identisch mit der der Alten Welt, da ja die meisten Amerikaner aus Europa gekommen waren. Aber heute werden viele in Amerika aufgewachsene Schriftsteller, wie Ernest Hemingway, William Faulkner, John Dos Passos, John Steinbeck, von den jungen europäischen Autoren aufs höchste bewundert; unsere Bühnen spielen die Stücke von Eugene O'Neill, Thornton Wilder, Tennessee Williams, Arthur Miller, William Saroyan. Und Walt Disneys Filme gelten auch bei uns in ihrer Art als vorbildlich.

Sechs amerikanische Autoren haben bisher den Nobelpreis bekommen. George Gershwin, Aaron Copland und Leonard Bernstein sind weltberühmte Musiker. Jerome Robbins ist einer der größten Ballettmeister der Welt. Auf dem Gebiet der Architektur sind Bauten wie das Rockefeller Center, die neuen Bürogebäude der Park Avenue in New York City, die Wohnbezirke von Kansas City beispielhaft für die ganze Welt.

Und die Kultur ist nicht etwa einer kleinen Oberschicht vorbehalten, sondern viel weiter verbreitet als in Europa. In 8000 amerikanischen Bibliotheken werden jede Woche elfeinhalb Millionen Bücher ausgeliehen. Taschenbücher sind nicht nur in Buchhandlungen, sondern auch in Drugstores, Flughäfen und Bahnhöfen zu haben und machen die großen

Werke der Vergangenheit und Gegenwart für wenig Geld jedermann zugänglich.

Nicht weniger geschätzt ist die Musik. Es klingt für Europäer kaum glaublich, daß die Bürger der Vereinigten Staaten 1200 Symphonieorchester unterhalten und daß alljährlich 30 Millionen Konzertbillets verkauft werden. Manche Rundfunksender bringen täglich vierundzwanzig Stunden lang gute Musik.

Wissensdurst und Bildungsdrang sind allgemein verbreitet in den Vereinigten Staaten.

Der letzte kritische Einwand, den ich erwähnen will, richtet sich gegen ein unbewältigtes Problem, das dem Ansehen der Vereinigten Staaten im Ausland vielleicht am meisten schadet: die Rassenfrage. Mir hat einmal ein Franzose gesagt: «Ich begreife nicht die wüsten Szenen, die sich in ihren Schulen abspielen, bloß weil ein Negerkind aufgenommen wurde. Für eine Nation, die den Anspruch erhebt, allen voraus zu sein, und der übrigen Welt Lehren erteilen will, ist das unverzeihlich.» Ein berühmter europäischer Autor hat gesagt: «Die Negerfrage ist ein Krebsgeschwür, an dem Amerika zugrunde gehen wird.»

Dem kann ich nicht zustimmen. Natürlich ist die Frage sehr ernst, und sie muß nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Gleichheit gelöst werden. Aber ich bin sicher, daß sie gelöst wird. In einigen Staaten gibt es noch immer unversöhnliche weiße Fanatiker, aber für das Land als Ganzes ist die Frage bereits gelöst. Das Oberste Bundesgericht und der Präsident haben eindeutig entschieden. Ihre Entscheidungen werden noch nicht immer, aber doch mehr und mehr respektiert.

Die «Nationale Vereinigung zur Förderung der Farbigen» unterrichtete mich darüber, daß zwar noch viel zu tun bleibt, aber doch schon große Fortschritte erzielt worden sind und daß das Problem «auf amerikanische Weise» gelöst wird. Gegenwärtig, Anfang 1963, ist der Lebensstandard der amerikanischen Neger noch immer niedriger als der des weißen Amerikaners, doch liegt er über dem der meisten anderen Völker der Welt. In keiner anderen Nation hat eine völkische Minderheit in so kurzer Zeit so bemerkenswerte Fortschritte gemacht. Es wird noch viele Jahre dauern, bis die Neger völlig in der amerikanischen Gesellschaft aufgegangen sind, aber wirksame Maßnahmen sind bereits ergriffen worden, und in dreißig bis fünfzig Jahren wird die Integration vollkommen sein.

Wir Europäer sollten nicht erwarten, daß die Amerikaner uns in jeder Hinsicht gleichen. Die Völker sind durch ihre Geschichte, ihre geographische Lage und ihre Lebensgewohnheiten zu dem geworden, was sie sind. Verschiedenheiten müssen hingenommen werden.

Aber man muß auch anerkennen, wie vieles sie gemeinsam haben. Fast ohne es zu merken, sind Amerika und Europa auf dem Wege, einander immer näher zu kommen. Bei den schnellen Verkehrsmitteln, den vielen Informationswegen und dem bevorstehenden weltweiten Fernsehen kann es nicht ausbleiben, daß die Völker sich besser kennenlernen. Das wirkliche Bild verdrängt das fiktive. Mag sein, daß wir den Methoden unserer amerikanischen Freunde nicht immer beipflichten, aber wir sind uns einig über die Ziele.

Wir alle, Europäer und Amerikaner, haben die Aufgabe, den Bestand der westlichen Welt zu sichern und eine dauerhafte Zukunft aufzubauen. Bleiben wir vereint, so werden Frieden und Freiheit gesichert sein. Hader bei uns wäre das Ende der Zivilisation. Die Wahl fällt nicht schwer.

Amerika reformiert sein Erziehungswesen

Jane Caldwell

Die Amerikaner haben eine sehr gute Eigenschaft: sie üben rücksichtslos Selbstkritik, wenn sie erkannt haben, daß irgendeine Sache in ihrem reichen und schönen Lande faul ist. Zur Zeit ist das amerikanische Erziehungswesen an der Reihe. Intelligente und gebildete Amerikaner weisen seit Jahren darauf hin, daß das amerikanische Schulwesen sich in seinen Lehrmethoden in eine Sackgasse verrannt hat, aus der es unbedingt herausmanövriert werden muß, wenn Amerika seine politische und militärische Führungsrolle in der westlichen Welt beibehalten will. Einige europäische Dummköpfe haben nach Beendigung des Krieges zwar nichts Eiligeres zu tun gehabt, als nach sklavischer Nachahmung des amerikanischen Schulsystems zu rufen, doch inzwischen sind sie glücklicherweise verstummt, weil weniger das europäische als das amerikanische

Schulsystem einer durchgreifenden Reform bedarf.

Inzwischen hat ja bekanntlich der amerikanische Präsident dem Kongreß seinen Plan zugeleitet, nach dem 5,5 Milliarden Dollar aus Bundesmitteln für die Verbesserung des Schulwesens zur Verfügung gestellt werden sollen. Dieser Betrag ist, gemessen am amerikanischen Haushaltsbudget, nicht sehr hoch, doch man darf nicht vergessen, daß das Schulwesen in den Vereinigten Staaten von den einzelnen Bundesländern finanziert wird, die eifersüchtig darüber wachen, daß die Bundesregierung nicht den Versuch macht, über Geldzuwendungen Einfluß auf Lehrplan oder Lehrmethoden zu bekommen. Da die einzelnen Gliedstaaten aber eine sehr unterschiedliche Finanzkraft haben und nur in wenigen Fällen in der Lage sind, aus eigenem finanziellen Vermögen ein den heutigen Anforderungen entsprechendes Schulwesen aufzubauen und zu unterhalten, muß nun die Bundesregierung mit Mitteln einspringen. Die Befugnisse der Gliedstaaten werden jedoch in keiner Weise beschnitten werden.

Wie das reformierte amerikanische Schulwesen aussehen wird, läßt sich noch nicht genau übersehen. Es scheint aber, als wolle man das russische System der bewußten Elitebildung übernehmen. Der Krebs Schaden des gegenwärtigen amerikanischen Schulsystems liegt ja darin, daß die Lehrmethoden auf dem Kinderglauben aufgebaut sind, jeder Mensch habe die gleichen Fähigkeiten. Das war übrigens einmal ein kommunistischer Grundsatz, doch in Rußland hat man ihn schon wenige Jahre nach der Revolution als Irrglauben erkannt und rigoros abgetan. In der Tat gibt es ja auch nichts Unterschiedlicheres als menschliche Begabungen und Fähigkeiten. Es erscheint unfassbar, daß Amerika das bis in unsere Tage in seinem Schulsystem nicht wahrhaben wollte. Nur so läßt es sich erklären, daß der Lehrplan und die Lehrmethoden den Dümmeren in den Klassen angepaßt wurden. Hierdurch werden die 20 Prozent Befähigten gelangweilt, auch kommen sie nicht weiter. Das sogenannte Egalitätsprinzip in den amerikanischen Schulen ist zum großen Teil schuld an der sehr niedrigen Bildungsstufe des amerikanischen Durchschnittsschülers.

Ein weiterer Grund für das geringe Wissen der Schüler ist nach einem amerikanischen Soziologen darin zu suchen, daß den Schülern kaum Bildung